

Zeitschrift: Ferrum : Nachrichten aus der Eisenbibliothek, Stiftung der Georg Fischer AG
Herausgeber: Eisenbibliothek
Band: 91 (2019)

Artikel: Arbeit - wie sie nicht im Buche steht : das Erinnerungsarchiv Industriearbeit des LWL-Industriemuseums
Autor: Schmidt-Rutsch, Olaf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-846803>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Arbeit – wie sie nicht im Buche steht

Das Erinnerungsarchiv Industriearbeit des LWL-Industriemuseums

1979 gründete der Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL) ein dezentrales Industriemuseum, das am authentischen Ort Leben und Arbeit der Menschen im Industriezeitalter dokumentieren sollte. Mit Methoden der Oral History wurden die einstigen Industrieanlagen in ihrer Funktion dokumentiert und so Grundlagen für die künftige museale Nutzung gelegt. Es entstand das Erinnerungsarchiv Industriearbeit, das derzeit über ca. 1600 Einheiten verfügt. Der Aufsatz behandelt die Genese des Erinnerungsarchivs im Kontext der industriekulturellen Diskussion. Anhand von ausgewählten Beispielen zeigt er die Vielfalt, Chancen und Grenzen von Oral History in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit technisch geprägten Arbeitswelten.

Oral History bezeichnet eine Methode in der Geschichtswissenschaft und Volkskunde, die auf der Befragung von Zeitzeugen und Gewährspersonen beruht. Anfangs aufgrund der implementierten Subjektivität von Befragten und Befragenden durchaus kritisch betrachtet, wird der Fokus der Oral History auf «Wahrnehmungen, Erfahrungen, Deutungen und Erzählungen von Individuen als Stärke und Besonderheit»¹ heute als wesentlicher Vorteil dieses methodischen Ansatzes erkannt und wahrgenommen. Zudem ist das lebensgeschichtliche Interview ein eindrückliches, die Menschen unmittelbar berührendes Medium, das seine Wirkung nicht nur in den Medien entfaltet, sondern zunächst in besonderer Weise an Erinnerungsorten nationalsozialistischer Terrorherrschaft eindrücklich zu wirken vermochte. Tatsächlich lag ein Schwerpunkt der Oral History in Deutschland zunächst in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus – und hier geriet sie nahezu unausweichlich in ein besonde-

res Spannungsfeld zwischen wissenschaftlicher Distanz und persönlicher Betroffenheit. Trotz und wegen dieser Erfahrungen und der daraus resultierenden Debatten wurden Zeitzeugeninterviews zu einer beliebten Methode der Spurensuche und -sicherung vor Ort, zumal diese neue Quellengattung mit einfachen technischen Mitteln auskam. Der allgegenwärtige Kassettenrekorder sorgte im Ergebnis für eine enorme Ausweitung und Ausdifferenzierung potenzieller Forschungsfelder. Hierbei erwies sich die Multiperspektivität und Interdisziplinarität zunehmend als eine zusätzliche methodische Stärke.

Inwieweit Oral History als Forschungsmethode auch für die Technikgeschichte und insbesondere für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Handelden der Technik weiterführende Perspektiven zu öffnen vermag, ist Gegenstand der folgenden Ausführungen. Exemplarisch wird hier das «Erinnerungsarchiv Industriearbeit» des LWL-Industriemuseums, Westfälisches Landesmuse-

um für Industriekultur, in Dortmund vorgestellt, dessen Genese in weiten Teilen typisch für Chancen, Perspektiven und Herausforderungen der musealen Arbeit mit Oral-History-Dokumenten erscheint.

Geschichte vor Ort

Im Zuge des einsetzenden Strukturwandels und des Niedergangs der Schwerindustrie entwickelten sich im Ruhrgebiet der 1970er-Jahre zahlreiche Initiativen, die sich aktiv in vielfältiger Weise mit der industriellen Vergangenheit auseinandersetzen begannen. In diesem Prozess wurden stillgelegte Industrieanlagen und vom Abbruch bedrohte Arbeitersiedlungen als wichtiger Bestandteil des sie umgebenden soziokulturellen Gefüges und einer im Entstehen begriffenen regionalen Identität verstanden. Initiativen, die begannen, im Sinne der Aufforderung «Grabe, wo du stehst»² die eigene Geschichte zu erforschen, griffen gerne auf die Methoden der Oral History zurück. So entstand eine neuartige lokal und regional verortete Erinnerungs- und Geschichtskultur, die ihre Wirkung in drei Richtungen entfaltete, nämlich «als Perspektivenwechsel, indem Geschichte «von unten» betrachtet wird, als Wechsel zu neuen Methoden der Recherche und Befragung und als politischer Beitrag, die Geschichte selbst zu demokratisieren.»³ Das zu Beginn der 1980er-Jahre begonnene Forschungsprojekt «Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet, 1930–1960» (LUSIR) nahm diese Tendenzen nicht nur auf, sondern prägte die Ansätze und Methoden der Zeitzeugenbefragung als historische Quelle entscheidend.⁴

Im Zuge des sozialgeschichtlichen Turns in der Geschichtswissenschaft entstand auch das 1979 durch den Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL) gegründete Westfälische Industriemuseum.⁵ Stand zunächst der museale Erhalt von exemplarischen Industrieanlagen als denkmalpflegerische Aufgabe und Herausforderung im Vordergrund, so zeigte schon der Gründungsbeschluss eindeutig, dass es im Spannungsfeld «zwischen technischen Denkmälern, Industriearchitektur, Industriearchäologie und Industriekultur»⁶ nicht um die Etablierung eines neuen Technikmuseums gehen konnte:

«Die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts verstärkt einsetzende Industrialisierung und das damit zusammenhängende Entstehen grossstädtischer Lebensformen haben [...] grösste Bedeutung für das Verständnis unserer heutigen Zivilisation. Als Beispiele für diese Entwicklungen mit ihren Voraussetzungen, Ursachen und Folgen seien genannt: die wirtschaftliche und staatliche Einigung Deutschlands; die Massenzuwanderungen in das Ruhrgebiet; [...] das Entstehen der Arbeiterbewegung; [...] die Veränderungen der Arbeitsplätze und der Wohnverhältnisse.

Die Kenntnis dieser Fakten und Zusammenhänge ist nicht nur Voraussetzung für das Verständnis unserer heutigen wirtschaftlichen, technischen und gesellschaftlichen Umwelt; sie ermöglicht auch die Bildung einer geschichtlichen Identität, wo Zeugnisse der Vergangenheit wie Burgen, Kirchen und Bürgerhäuser

fehlen oder die eigene Vergangenheit der Menschen und ihrer Vorfahren nur ungenügend repräsentieren. [...]

Das Westfälische Industriemuseum soll die Kultur des Industriezeitalters [...] beispielhaft erforschen. Dabei sollen die Lebensverhältnisse der Menschen (Arbeit, Wohnen, Freizeit) im Mittelpunkt stehen. [...] Die zweite wichtige Aufgabe des Museums besteht in der Erschliessung der zahlreichen Denkmäler, die noch als Zeugen dieser Zeit in Westfalen bestehen, für die Öffentlichkeit. Hier muss das Industriemuseum Konzepte für die pädagogische Aufbereitung und die Öffentlichkeitsarbeit erstellen.»⁷

Mit der Entscheidung, ein dezentrales Museum zu gründen, wurde in vielerlei Hinsicht Neuland betreten. Die musealen Konzepte orientierten sich jeweils an den Strukturen der übernommenen Industrieanlagen, die entweder in ihrer Bedeutung hochrangig oder typisch für die darzustellenden Branchen waren. Folgerichtig wurde das «Industriedenkmal selbst das wichtigste Exponat des Museums.»⁸ In diesem Zusammenhang galt es zunächst, die Strukturen der neuen Museumsstandorte, deren Arbeits- und Produktionsabläufe, aber auch deren Einbindung in das jeweilige Umfeld zu erkunden. Entsprechend bezogen sich die ersten Schritte auf dem Weg zur musealen Erschliessung fast ausnahmslos auf den konkreten Ort und die konkrete Arbeitsstelle. Im Gespräch mit Gewährsleuten wurde der Kosmos der Industriearbeit, die in der Aussenwahrnehmung zumeist an «verbotenen», der Öffentlichkeit in der Regel nicht zugänglichen Stätten stattfand, sehr plastisch und wirkte sich letztlich auch auf die Ausstellungenskonzeptionen aus. Häufig boten die strukturierten Wege von Mensch und Material erste Orientierungen innerhalb der alten Industriestandorte. Auf der Zeche Zollern 2/4 in Dortmund-Bövinghausen, deren fortschrittliche Maschinenhalle aus dem Jahr 1902 Auslöser für die Diskussion um den Erhalt industriekultureller Denkmäler war, waren dies der Weg der Bergarbeiter und der Weg der Kohle. Der Dokumentation des ersten Interviewprojekts, in dessen Mittelpunkt Gespräche mit ehemaligen «Zolleranern» standen, stellte der Schriftsteller Max von der Grün einen Satz voran, der den didaktischen Kerngedanken des LWL-Industriemuseums eindrücklich auf den Punkt brachte: «Von der Geschichte lernen. Ja. Von den Menschen lernen. Besser.»⁹

Tatsächlich erwies sich die Kontaktaufnahme zwischen den Museumsfachleuten und ehemaligen Beschäftigten nicht überall als problemlos. Dies zeigte sich in besonderer Weise am Beispiel der Henrichshütte in Hattingen, einem Hochofenwerk, das 1989 als achter Standort in das Industriemuseum übernommen wurde – nur zwei Jahre, nachdem der Betrieb der Hochöfen trotz engagierten Widerstands aus der Gesamtbevölkerung stillgelegt worden war. Entsprechend spürbar war die «offene Ablehnung [...] aus den Reihen der ehemals hier Beschäftigten. Noch vor der öffentlichen Diskussion der Idee Industriemuseum hatte der Vorschlag, hier einen Freizeitpark zu errichten, das



1 Der Hochofenarbeiter Dieter Straube im Gespräch, 2019.

Feld für jede Initiative vermint, hier etwas zu schaffen, an dessen Ende kein Produkt zum Anfassen herauskommen sollte. [...] In kleinen Schritten deutete sich eine Annäherung zwischen den Hüttenwerkern und dem Museum, das sich ja vor allem ihnen widmen sollte, an. Abgestellte Bücherkisten vor der Tür, auch Exponat-Übergaben mit einem geraunten «Mein Name spielt keine Rolle» waren Anzeichen, dass wir die Menschen allmählich von der Aufrichtigkeit unserer Absichten überzeugen konnten.»¹⁰

Angesichts dieser Startschwierigkeiten mag es verwundern, dass sich gerade im LWL-Industriemuseum Henrichshütte Hattingen der biografische Ansatz im Vermittlungskonzept der Dauerausstellung am augenfälligsten durchgesetzt hat. Auf dem «Weg des Eisens» begegnen den Gästen seit der Eröffnung im Jahr 2000 zahlreiche Menschen, die früher hier gearbeitet haben.¹¹ Zu jedem Arbeitsplatz gibt es ein Gesicht, das zu diesem konkreten Ort einen Bezug hat. So bekommt das technische Gewirr aus Stahlträgern und Rohren gleichsam selbst ein «Gesicht» zugeordnet, das auch weniger technikaffinen Besucherinnen und Besuchern das Denkmal Hochofen erschliesst. Darüber hinaus wächst der Hattinger Bestand des «Erinnerungsarchivs Industriearbeit» weiter an. Zu verdanken ist dies in erster Linie dem Engagement des Fördervereins Industriemuseum Henrichshütte e. V., der seit mehreren Jahren eigeninitiativ mit wissenschaftlicher Begleitung Interviews mit ehemaligen Kollegen führt. Diese ehrenamtliche Arbeit erweitert nicht nur stetig den Kreis der Befragten, sie wirkt sich auch unmittelbar auf die Standortentwicklung des Museums aus. 2017, also dreissig Jahre

nach dem Ausblasen des Hochofens 3 und dem Ende der Roheisenproduktion, entstand so ein Buch- und Ausstellungsprojekt, das unter dem Titel «100 Hüttenleben» die Erfahrungen der Arbeit und des Lebens im Schatten der Hochofen ebenso thematisierte wie den individuellen Rückblick auf die Zeit, die der Stilllegung des Werks folgt.¹²

Die Zeche Zollern in Dortmund und die Henrichshütte Hattingen sind nur zwei Beispiele für die Interviewbestände, die heute das «Erinnerungsarchiv Industriearbeit» bilden. Letztlich wurden an allen acht Standorten Interviewprojekte durchgeführt, die aufgrund der dezentralen Grundkonzeption des Museums nicht nur überregional ausgerichtet sind, sondern darüber hinaus Lebens- und Arbeitserfahrungen aus den sechs im Museum vertretenen Branchen Bergbau, Stahl und Eisen, Ziegel, Glas, Textil sowie Binnenschifffahrt vereinen. Hinzu kommen projektbezogene Bestände, die beispielsweise im Kontext von Sonderausstellungen entstanden sind. Entsprechend umfangreich und vielschichtig sind die archivierten Interviews, die für Ausstellungen und Publikationen verwendet wurden.¹³

Heute umfasst der Altbestand des «Erinnerungsarchiv Industriearbeit» ungefähr 1600 Einheiten. Nach der Digitalisierung und Erstverzeichnung der Audiokassetten, MiniDiscs und Tonbänder soll das Archiv zukünftig, ergänzt durch die digitalen Audio- und Videointerviews der letzten Jahre, inhaltlich erschlossen und der Sekundärnutzung zugänglich gemacht werden.

Qualität im Hochofen?

Angesichts der Menge an Interviews im «Erinnerungsarchiv Industriearbeit» stellt sich natürlich die Frage, inwieweit das gesammelte Material tatsächlich Rückschlüsse auf technische Vorgänge und Entwicklungen erlaubt. Tatsächlich ermöglicht es über subjektive Erinnerungen und Erfahrungen hinaus vielfältige Rückschlüsse auf Arbeitsabläufe, Strukturen, Hierarchien, Konflikte und Modernisierungsprozesse.¹⁴ Ein Beispiel mag dies konkretisieren. Im Jahre 1912 formulierte Bernhard Osann, Professor für Eisenhüttenkunde an der Bergakademie Clausthal, eine tief greifende Erkenntnis: «Die Vorgänge im Inneren der Hochöfen sind dunkel. Das, was in unseren Lehrbüchern steht, beruht im Grunde genommen lediglich auf Annahmen.»¹⁵

Dass diese Frage, im vorliegenden Fall zunächst aus der Perspektive des Hütteningenieurs gestellt, sich keineswegs auf eine Erläuterung der Vorgänge im Hochofen beim Erschmelzen von Roheisen aus den Ausgangsstoffen Erz, Koks und Kalk erschöpft, mag ein Blick auf die Tücken und Herausforderungen des Arbeitsalltags auf der Heinrichshütte in Hattingen zeigen. Die Versorgung der Hochöfen mit sämtlichen Einsatzmaterialien war eine logistische Herausforderung. Die Qualität des Roheisens, das auf der Heinrichshütte unmittelbar im auf der gegenüberliegenden Strassenseite liegenden Stahlwerk weiterverarbeitet wurde, war ein entscheidender Faktor für ein integriertes Hüttenwerk, das sämtliche Produktionsschritte von der Aufbereitung des Erzes bis zur Auslieferung des fertig bearbeiteten Werkstücks auf engstem Raum vereinte. Der immer bedeutender werdenden Analyse und Qualitätssicherung standen jedoch in der Praxis mehr oder weniger zu steuernde Unwägbarkeiten gegenüber. Dies begann schon bei der Qualitätsbestimmung des angelieferten Erzes. Probennehmer wählten einen kleinen Teil der Eisenbahnladungen zur weiteren Qualitätsfeststellung und Analyse aus. Schon hier gab es Unsicherheiten, die letztlich im Verfahren des fortlaufenden Reduzierens der Proben begründet war. Das Fazit war jedoch eindeutig:

«Hauptsächlich ging es ums Bezahlen. Was da reinkommt an Eisen. [...] Ich muss das Material soweit herunterklassieren bis zur Analysenfeinheit. So schick ich dann das feine Zeug zum Labor, die analysieren das dann. Die können ja nur das finden, was ich denen da reingetan hab.»¹⁶

Da sich die Erzsorten in ihrer chemischen Zusammensetzung unterschieden, war diese Anfangsanalyse ein wichtiger Faktor für die Zusammenstellung des «Möllers», also der Mischung aus Erz und Kalk, die gemeinsam mit dem Koks in den Hochofen eingebracht wurde. Um die richtige Mischung für die gewünschte Eisenqualität zu erhalten, wurden die Erze sortenrein in grossen Bunkeranlagen gelagert. Unterhalb dieser «Erztaschen» fuhr ein Möllerwagen, der die vorgegebenen Mengen an Erzen und Kalk in den vorgegebenen Mengenverhältnissen aus den einzelnen Bunkern sammelte und zum Hochofenaufzug brachte. Die Verantwortung des Möllerwagenfahrers für das Gelingen der Schmelze war entsprechend gross:

«Der Möllerwagenfahrer, der hatte innendrin eine Tafel, da stand drauf: soundso viel Tonnen davon oder soundso viel Kilo davon, soundso viel Kilo davon. Und wenn der mal nicht aufgepasst hatte, und sagte, ach ist egal, nimm mal da ein bisschen mehr, nimmst du nachher da wieder ein bisschen weniger von und da ein bisschen mehr, dann hatten die natürlich Probleme mit dem Eisen. Weil wenn der Möller ja nicht passte, dann kam das Eisen ja, was die haben wollten, auch nicht raus.»¹⁷

Ein anderer Hochöfner erinnerte sich:

«Und dann hat er die Sorte, die er jetzt brauchte, gezogen, auch nach Gewicht. Da war eine grosse Waage mit so einem Zeiger drin, [...] Das ging ja mit 50 kg, 100 kg, 150 kg, [...] 600 kg, 500 kg je nachdem. Das kam darauf an, was für Eisen gemacht wurde. Ob das nun stimmte, das steht in den Sternen. Man hat immer gesagt, der Einzige, der genau weiss, was ist, das ist der Möllerwagenfahrer und der liebe Gott, sonst keiner.»¹⁸

Die Weisheit, dass neben dem Möllerwagenfahrer nur Gott wisse, was tatsächlich in den Hochofen kommt, war, wie mehrere Gewährspersonen schilderten, in Hattingen weit verbreitet. Für die vorkommenden Abweichungen gab es durchaus unterschiedliche Erklärungen. Die Fahrer agierten innerhalb eines komplexen Systems. Der Weg des Materials musste einwandfrei funktionieren – entsprechend hoch war der Arbeitsdruck:

«Der Möllerwagenfahrer [...] musste seine Butterbrote am Arbeitsplatz [essen], der musste ja fahren dabei. Das gab's da nicht, mit Pause machen, eine viertel Stunde. Ich kann nicht sagen: Aufzug, viertel Stunde, lass mich jetzt. Ich mach jetzt meine Pause, nix. Man musste frühstücken bei der Arbeit.»¹⁹

Beim Laden der Erze konnten natürlich technische Störungen vorkommen:

«Manchmal kamen so Brocken. Die verklemmten sich da im Schieber und da kriegten sie das Ding nicht zu, den Schieber. Und das lief und lief, den ganzen Wagen voll. Bis unten in die Bahn. [...] Da haben sie den ganzen Erzeug in der Bahn gehabt. Ja, da heisst es nachher schaufeln, schaufeln.»²⁰

Hinzu kam der menschliche Faktor. Beim Abfahren der einzelnen Bunker sowie dem Abwiegen und Mischen der Erzsorten konnten sich Ungenauigkeiten einschleichen, aber «einem erfahrenen Möllerwagenfahrer passierte das nicht. Es sei denn, er war an dem Tag irgendwie [...] nicht ganz auf der Höhe. Hat den Tag vorher einen gehabt. Hat nicht sein sollen, aber ...»²¹

Erst im Verlauf der Gespräche traten manchmal abweichende Narrative offen zutage:

«Im Ofen wird das sowieso durcheinander geteilt ... und dann kommt das nicht so genau drauf an. ... Die Analysen stimmen nachher doch nicht so, wie die Ingenieure das gerne möchten. Aber wer, unter uns, wer fragt denn da als Arbeiter schon 100-prozentig nach. ... Das sollen sie mal erst beweisen.»²²

Ob unabsichtlich oder aus Gleichgültigkeit – der menschliche Unsicherheitsfaktor blieb natürlich nicht unbemerkt. Ein Hütteningenieur schilderte die Vorgänge im Möllergaben sehr anschaulich aus seiner Sicht:

«Dann sind die da in den Katakomben acht Stunden hin und her gefahren. Ganz wichtige Arbeit, hier konnten viele Fehler gemacht werden. Wenn die falschen Mengen abgezogen wurden und die falschen Sorten dann gab es natürlich entsprechende Schwankungen in der Roheisenanalyse. Das war also hier eine ganz wichtige Tätigkeit, sodass wir also auch ganz schnell dazu übergegangen sind, diese Wiegevorgänge auch automatisch schreiben zu lassen, damit man im Nachhinein nachvollziehen konnte, hat er nun auch aus dem jeweiligen Bunker die richtige Sorte gezogen, wenn man plötzlich unten feststellte, mit dem Eisen ist was nicht in Ordnung.»²³

Die Lösung des Problems lag in der fortlaufenden Rationalisierung und Automatisierung. In den 1970er-Jahren wurde in Hattingen ein System von Förderbändern und Waagen zur Hochofenbeschickung eingerichtet, das den Arbeitsplatz des Möllergabenfahrers letztlich überflüssig werden liess. In technischen Veröffentlichungen wurde diese Eliminierung des humanen Faktors aus dem Produktionsablauf letztlich als Erfolgsgeschichte thematisiert:

«Da zur Erzielung der hohen Anforderungen an Ofenleistung und Roheisenqualität möglichst alle menschlichen Fehler ausgeschaltet werden müssen, [...] sind anstelle von Möllergaben Förderbänder mit Bandwaagen oder Wiegebunkern eingebaut worden. Auch da, wo noch Möllergaben vorhanden sind, werden diese vom Anfahren der Sortenbunker, der Wägung der einzelnen Sorte bis zum Entleeren der Möllermischung in den Aufzugshunt von einem programmierten Rechner gesteuert.»²⁴

Nutzung der Erinnerungen

«Wenn die Arbeit ausgeht, kommt sie ins Museum.»²⁵ Die museale Beschäftigung mit Orten der Arbeit braucht zwingend eine inhaltliche Multiperspektivität und methodische Vermittlungsvielfalt. Ohne Erläuterung und Kommentierung bleiben die Denkmäler der Industriearbeit technische Konstruktionen, die sich den Besuchern immer weniger erschliessen, je mehr sie sich in ihrem eigenen alltäglichen Erleben von den industriellen Arbeitswelten vergangener Tage entfernen. Die Oral History bietet hier die Möglichkeit, diese Arbeitswelten anhand individueller Erinnerungen und Biografien lebendig zu machen und so die in ihrer Wirkung überwältigenden authentischen Orten mit ihrer technischen Faszination zu ergänzen. Hierbei sind die Erinnerungen jedoch keineswegs ausschliesslich deskriptiv-illustrativ, sondern sie dienen dazu, dem Wesen industrieller Arbeit nachzuspüren. Die Erfahrung zeigt, dass die Vermittlungsarbeit mithilfe von Biografien Orientierung innerhalb der komplexen technischen Strukturen des Industriedenkmal bieten kann. Auch der Besucher, «übersättigt [...] vom Abstrakten, [...] hat] Lust auf das Konkrete».²⁶ Entsprechend

wichtig erscheint auch in Zukunft der biografische Ansatz und die Nutzung der Oral History zur musealen Vermittlung. Um jedoch nicht in Gefahr zu geraten, zu einer Folklorisierung vergangener Arbeitswelten beizutragen, ist, wie bei jeder anderen Quelle auch, eine kritisch-distanzierte Herangehensweise unabdingbar:

«Die Befragung des Volkes führt in der Geschichte nicht immer zur Wahrheit. Manche allgemeine Auskunft erweist sich als unrichtig, gemessen an sachnäheren Quellen, sodass man eingrenzen muss, wonach sich zu fragen lohnt. Aber oft erhält man Antworten auf Fragen, die gar nicht gestellt wurden, und nicht nur diese Antworten werfen neue Fragen auf.»²⁷

Diese Aussage berührt letztlich auch das weite Feld der Sekundärnutzung. Unabhängig vom konkreten Orts- und Zeitbezug bietet das Erinnerungsarchiv hinreichend Ansatzpunkte für weitere Forschungen, die letztlich nicht zwingend mit dem Entstehungskontext in enger Verbindung stehen müssen.¹² Um zukünftigen Forschungen zur Verfügung zu stehen, müssen die Bestände des «Erinnerungsarchivs Industriearbeit» nach Abschluss der Digitalisierung verzeichnet, inhaltlich erschlossen und nutzbar gemacht werden. Zukünftige Anwendungen können über die museale Nutzung hinaus, etwa im Rahmen von multimedialen Vermittlungsformen oder Storytelling, auch internetgestützte Benutzer- oder Lernplattformen sein. Da die gesammelten Interviews jedoch in der Regel eine Vielzahl von personenbezogenen Daten enthalten und zudem zu Zeiten entstanden sind, in denen eine Nutzung im Rahmen des Internets nicht denkbar war, muss den entsprechenden rechtlichen Belangen unbedingt Rechnung getragen werden. ■

Verwandter Artikel im Ferrum-Archiv:

«Das technische Museum oder wie der Fortschritt ins Museum kam» von Helmut Lackner in Ferrum 83/2011: Technikgeschichte im Museum – Wie Museen Technik darstellen



Zum Autor

Dr. Olaf Schmidt-Rutsch



Olaf Schmidt-Rutsch studierte Geschichte und Deutsch an der Ruhr-Universität Bochum. Er promovierte am Lehrstuhl für Wirtschafts- und Technikgeschichte mit einer Dissertation über den irischen Industriepionier William Thomas Mulvany (1806–1885). Schon während des Studiums arbeitete er als freier Mitarbeiter an verschiedenen Standorten des LWL-Industriemuseums. Seit 2001 ist er wissenschaftlicher Referent und zuständig für den Bereich Eisen und Stahl sowie Projektleiter des Erinnerungsarchivs Industriearbeit. Neben zahlreiche Veröffentlichungen und Ausstellungen zur Montan- und Verkehrsgeschichte ist er Mitherausgeber des Märkischen Jahrbuchs für Geschichte und der Zeitschrift Industrie-Kultur sowie stellvertretender Vorsitzender des wissenschaftlichen Beirats der Georg-Agricola-Gesellschaft für Technikgeschichte und Industriekultur.

LWL-Industriemuseum, Dortmund, Deutschland
olaf.schmidt-rutsch@lwl.org

Anmerkungen

- 1 Linde Apel, Oral History in Deutschland. Ein unvollständiger Überblick, in: Der Archivar 71 (2018), S. 149, http://www.archive.nrw.de/archivar/hefte/2018/Ausgabe-2/Archivar-2_2018.pdf [zuletzt abgerufen 20.03.2019]. Siehe auch: Alistair Thomson, Eine Reise durch das Gedächtnis unserer Bewegung. Vier paradigmatische Revolutionen in der Oral History, in: Almut Leh und Lutz Niethammer (Hg.), Kritische Erfahrungsgeschichte und grenzüberschreitende Zusammenarbeit. The Networks of Oral History, Leverkusen 2007 (= Bios Sonderheft 2007), S. 21–29.
- 2 Sven Lindkvist, Gräv där du står: hur man utforskar ett jobb, Stockholm 1978. Deutsch: Grabe, wo du stehst. Handbuch zur Erforschung der eigenen Geschichte, Bonn 1989.
- 3 Ulla Lachauer, Geschichte wird gemacht. Beispiele und Hinweise, wie man am eigenen Ort «Geschichte machen» kann, in: Lutz Niethammer u. a. (Hg.), «Die Menschen machen ihre Geschichte nicht aus freien Stücken, aber sie machen sie selbst.» Einladung zu einer Geschichte des Volkes in NRW, Bonn 1985, S. 250. Als erstes und wichtiges Referenzprojekt siehe: Hochlarmarker Lesebuch. Kohle war nicht alles, Oberhausen 1981. Siehe auch: Jana Flieshart und Jana Golombek (Hg.), RevierGestalten. Von Orten und Menschen, Essen 2018.
- 4 Siehe hierzu: <https://www.fernuni-hagen.de/geschichteundbiographie/projekte/lebensgeschichte.shtml> (abgerufen am 22.03.2019).
- 5 Dagmar Kift und Olaf Schmidt-Rutsch, Tonband – Vitrine – Digitalisat. Das Erinnerungsarchiv des LWL-Industriemuseums, in: Westfälische Forschungen 65 (2015), S. 286.
- 6 Wolfhard Weber, Von der «Industrie-archäologie» über das «Industrielle Erbe» zur «Industriekultur». Überlegungen zu einer handlungsorientierten Technikgeschichte, in: Ulrich Troitzsch und Gabriele Wohlauf (Hg.), Technik-Geschichte. Historische Beiträge und neuere Ansätze, Frankfurt/Main 1980, S. 438. Siehe auch: Helmut Albrecht, Nordrhein-Westfalens Industriekultur im Kontext, in: Land NRW u. a. (Hg.), Industriekultur 2020. Positionen und Visionen für Nordrhein-Westfalen, Essen 2014.
- 7 Vorlage der Verwaltung an den Landschaftsausschuss für die 47. Sitzung am 21. September 1979, in: Landschaftsverband Westfalen-Lippe (Hg.), Ein westfälisches Industriemuseum, Münster 1979, S. 35–36.
- 8 Dirk Zache, Industriemuseum zwischen Museum und Denkmalpflege, in: Die Denkmalpflege 65 (2007), S. 34.

- 9** Max von der Grün, Vorwort, in: Martin Rosswog, Schichtaufnahmen. Erinnerungen an die Zeche Zollern II/IV, Essen 1994, S. 6.
- 10** Robert Laube, Vom Schrott zum Forum. Eine Hütten-Biografie, in: Olaf Schmidt-Rutsch (Hg.), Meine Hütte. Die Henrichshütte in Hattingen im Wandel vom Industriestandort zum Industriemuseum, Essen 2013, S. 25–26.
- 11** Vgl. Ina Minner und Ralf Molkenthin, Ein Denkmal lernt das Sprechen. Lebensgeschichtliche Interviews zu Hochofen 3 der Henrichshütte Hattingen, in: Industriekultur [2000], H.2, S. 33.
- 12** Udo Böhm u. a. (Hg.), 100 Hüttenleben. Arbeiterportraits von Astrid Kirschey, Essen 2017. Siehe hierzu auch: <https://www.youtube.com/watch?v=sKw01ep4nGg> (abgerufen am 22.03.2019).
- 13** Siehe hierzu chronologisch in Auswahl: Rosswog (wie Anm. 9). Olge Dommer und Dagmar Kift, Keine Herrenjahre. Jugend im Ruhrbergbau 1898–1961. Das Beispiel Zeche Zollern II/IV, Essen 1998. Anja Kuhn und Thomas Weiß, Zwangsarbeit in Hattingen, Essen 2003. Dagmar Kift (Hg.), Aufbau West. Neubeginn zwischen Vertreibung und Wirtschaftswunder, Essen 2005. Eckhard Schinkel (Hg.), Totaler Einsatz für die Kriegswirtschaft. Zwangsarbeit in der deutschen Binnenschifffahrt 1940–1945. Erinnerungen – Dokumente – Studien, Essen 2005. Dietmar Osses und Katarzyna Nogueira (Hg.), Einfach anders! Jugendliche Subkulturen im Ruhrgebiet, Essen 2014. Flieshart/Golombek (wie Anm. 3).
- 14** Siehe hierzu auch: Olaf Schmidt-Rutsch, Stranggiessen auf der Henrichshütte, in: Manfred Rasch (Hg.), Stranggiessen – Continuous Casting. Eine technische Revolution in der Stahlindustrie. Geschichte und Gegenwart. Münster 2017, S. 303–316.
- 15** Bernhard Osann, Reduktion und Kohlung im Hochofen, im Zusammenhange mit Hochofenstörungen und auf Grund von Schmelzversuchen erläutert, in Stahl und Eisen 32 [1912], S. 465.
- 16** Interview mit dem Probennehmer W. G., 02.12.1997. LWL-Industriemuseum/Erinnerungsarchiv Industriearbeit 3270.45/0033, Z. 401–410.
- 17** Interview mit dem Meister S. H., 19.08.2014. LWL-Industriemuseum/Erinnerungsarchiv Industriearbeit 3270.45/0251, Z. 258–267.
- 18** Interview mit den Hochofenarbeitern G. F., H. G. und H. R., 17.08.1999. LWL-Industriemuseum/Erinnerungsarchiv Industriearbeit 3270.45/0026, Z. 938–953.
- 19** Interview mit dem Hochofenarbeiter W. N., 13.01.1998. LWL-Industriemuseum/Erinnerungsarchiv Industriearbeit 3270.45/0085, Z. 788–792.
- 20** Interview mit dem Hochofenarbeiter H. R., 29.01.1998. LWL-Industriemuseum/Erinnerungsarchiv Industriearbeit, 3270.45/0101, Z. 632–646.
- 21** Interview mit dem Hochofenarbeiter H. G., 18.08.1998. LWL-Industriemuseum/Erinnerungsarchiv Industriearbeit 3270.45/0032, Z. 178–182.
- 22** Interview mit dem Hochofenarbeiter W. N., 03.08.1990. LWL-Industriemuseum/Erinnerungsarchiv Industriearbeit, 3270.45/0084, Z. 5–16.
- 23** Interview mit dem Ingenieur J. M., 21.12.1999. LWL-Industriemuseum/Erinnerungsarchiv Industriearbeit, 3270.45/0071, Z. 850–858.
- 24** Hans Schoppa, Was der Hochöfner von seiner Arbeit wissen muss, Düsseldorf 1992, S. 52.
- 25** Bernd Faulenbach, Geschichte der Arbeit im Museum, Recklinghausen 1987, S. 3.
- 26** Jacques LeGoff, Wie schreibt man eine Biographie? In: Fernand Braudel u. a. (Hg.): Der Historiker als Menschenfresser. Über den Beruf des Geschichtsschreibers, Berlin 1990, S. 103.
- 27** Lutz Niethammer, Fragen – Antworten – Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History, in: Lutz Niethammer und Alexander von Plato (Hg.), «Wir kriegen jetzt andere Zeiten». Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern, Berlin/Bonn 1985, S. 392.
- 28** Siehe etwa: Karin Pittner, Ruhrdeutsch zwischen Dialekt und Standardsprache. Eine Untersuchung anhand von Interviews mit Dortmunder Bergleuten, in: Markus Denkler u. a. (Hg.), Dortmund – Sprachliche Vielfalt in der Stadt, Köln 2018 [= Niederdeutsche Studien 59].
- 1** Foto: Annette Hudemann/LWL-Industriemuseum